

# Aus der guten alten Zeit : eine Dorfgeschichte

Autor(en): **L.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **167 (1894)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-655342>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Aus der guten alten Zeit.

## Eine Dorfgeschichte

von  
L. F.



i Seiri, weißt au no dervo,  
Wie d'amig züe-nis z' Liecht bist cho?  
Und wie mer amig g'sunge händ,  
Daz g'surret hät dur alli Wänd?  
Sind mängmol euser Zwölfi g'si,  
Händ alli von eim Liechtli g'feh ...

singt der Volksdichter des zürcherischen Oberlandes, Jakob Stutz.

Ja, das war in der guten alten Zeit, wo man noch von Petroleum und Gas nichts wußte, geschweige von elektrischer Beleuchtung. Da hatte man noch gute, unverwöhnte Augen; die Bauersleute behalfen sich mit Öllämpchen, die mit selbstgezogenem Leinöl getränkt wurden, und nur die Bornehmen, etwa des Pfarrers und des Doktors, brannten Unschlittkerzen — Stearinkerzen fand man höchstens in Städten und großen Hotels. Und wie sparsam man mit den bescheidenen Lichtspendern, über die man verfügte, umging! Wirklich saßen oft ihrer zwölf arbeitend um ein Öllämpchen oder auch um eine brennende Kerze herum und waren zufrieden. Und ich erinnere mich nicht, daß damals die Augen sich schneller abnutzten, als jetzt, wo sie so grelles Licht zu ertragen haben.

Es war dies in der Voreisenbahnzeit, wo noch gar viel andere Bedürfnisse, nicht bloß das Lichtbedürfnis, bescheidener auftraten, als heutzutage. Und doch lebten die Leute so glücklich und vergnügt, wie jetzt. Das heißt, es gab Zufriedene und Unzufriedene, Glückliche und Unglückliche, Gesunde und Kranke, gerade wie jetzt; auch gab es leichte und schwere Zeiten, wie jetzt, und wie es wohl immer geben wird, solange die alte Erde steht; denn kaum wird es je einer menschlichen Erfindung gelingen, die Schicksale aller Menschen gleich glücklich zu gestalten oder die Gesamtheit derselben vor allgemeinen Kalamitäten zu bewahren. Solches hängt von einer ganz andern Macht ab und ist in ganz andere Hände gegeben, als unsere.

Doch wir wollen nicht philosophieren, sondern unsere Leser lieber in eine fröhliche „Bächteligesellschaft“ (Berchtoldstag) der guten alten Zeit einführen.

Ja, wie ging es da noch einfach zu! Heutzutage existiert fast in jedem Dorfe, wenigstens in den Kantonen, die den andern mit der Bildungsluchte vorangehen, ein dramatischer Verein, und am Berchtoldstag muß irgend ein Lustspiel, oder auch ein historisches, vaterländisches Schauspiel, aufgeführt werden von der Dorfjugend, und zwar nicht immer ohne Geschick. Damals kannte man in den Dörfern noch keine solche Kunstgenüsse. Alles, was man Diesbezügliches zu sehen bekam, war etwa ein Marionettentheater, das in den Dörfern herumzog und in den Schenken die Geschichte der armen Genoveva oder des verlorenen Sohnes gar rührend abspielte, was immer ein Ereignis war, an dem man noch lange sein Gemüt erwärmte.

Aber wenn einem auf den Berchtoldstag auch keine so verfeinerten Genüsse winkten, wie heutzutage, so freute sich doch immer jung und alt darauf, schon wegen dem „Rüffeln“ und „Weggeabebise“.

Da hat sich ja in Weber-Jakoben Stube ein ganzer Reigen junger Leute, Bursche und Mädchen, um den großen Becken herum gruppiert, der von der Diele herunterhängt, etwa eine Spanne weit von den Köpfen der Herumtanzenden und ein Liedchen dazu Singenden entfernt:

„Lustig wil mer ledig find,  
Es wird is scho vergehe,  
Wenn 's Kindli i der Wiege grint  
Und drü drum ume stehe.“



Aber mitten unterm Singen drückt eben doch der Hanschasper des Brenelis Hand und will ihm damit sagen, daß er nicht mehr gar lang ledig zu bleiben gedenke.

Während dem Tanzen und Singen hüpfet der Reihe nach eins ums andere auf und sucht ein Stück von dem herabhängenden Wecken herunterzubeißen. Anfassen und festhalten zur Erleichterung des Abbeißen darf von denselben beileibe keines; nur mit dem Mund muß er erhascht werden bei einmaligem Aufhüpfen dessen, der an der Reihe ist. Entflieht der Wecken seinem Munde, ohne daß es ihm gelungen, eines Stückes habhaft zu werden, so giebt er ein Pfand, das nachher eingelöst werden muß. Natürlich wird das Abbeißen immer schwieriger, je kleiner der Wecken wird und je höhere Lustsprünge

gemacht werden müssen, um ihn zu erreichen. Am gefährlichsten wird aber das Spiel, wenn es dem Ende zugeht; derjenige nämlich, dem das letzte Stück des Weckens im Munde hängen bleibt und der ihn also „herunterbeißt“, muß ihn bezahlen. Da thut man natürlich zahm, wenn's um das herumwackelt, und nimmt kleine Bissen, und so zieht sich das Spiel oft ziemlich in die Länge.

Dann wird P„genüffeli“, „Chessel, Chag, Mus“, „Tischhütle“, „Hödle“ zc. Wir können nicht alle die Spiele hier ausführlich beschreiben; das beliebteste davon ist das „Hödle“, eine Art Regelspiel mit Nüssen, aus denen man spitze Häuflein gebildet hat, nach denen man wirft.

Hat man sich genug auf diese Weise belustigt, so setzt man sich zu Tische und erlabt sich an

Moft und Becken und Nüssen, wozu jedes sein Teil beisteuert, denn der Gastgeber darf nicht belästigt werden. Sei, wie werden da Nüsse geknackt! auch Nüsselnüsse zwischenein: „Wer cha säge: Egli und nüd Fischli?“ und dergleichen.

„Das ist kei Chunst!“ ruft der Hanschasper aus und spricht einfach nach: „Egli und nüd Fischli!“ Aber o weh, er muß ein Pfand geben, denn er hat den Witz nicht gemerkt. Der Hanschasper ist überhaupt kein sehr G'merkiger, sonst hätte er schon längst begriffen, daß das Breneli nichts von ihm wissen will, wenn er auch noch so sehr um es herum scharmirt.

Das Breneli hat auch recht, wenn es überhaupt an solches noch gar nicht denkt; es ist noch gar so jung, erst auf letzte Ostern konfirmiert worden, also noch ein halbes Kind, aber freilich ein bsunderbar nettes und dazu des reichen Müllers einziges Töchterchen.

Der Hanschasper ist eigentlich auch ein hübscher „Chnab“ und dazu ein wohlhabender Bäckerssohn, und wäre dem Müller als Schwiegersohn gar anständig gewesen, um so mehr, als er ein gar häuslicher und gschaffiger Bursche war. Aber eben, er kam dem Breneli noch zu früh; es konnte es nicht recht leiden, daß man ihm schon solche Gedanken in den Kopf setzen wollte. Und dann gefiel ihm noch etwas anderes an dem Hanschasper nicht. Er ging nämlich gar so grob mit dem Vieh um, so daß das Breneli es nicht mit ansehen konnte und manchmal Thränen vergoß, wenn es den Hanschasper so unbarmherzig auf seine Pferde dreinschlagen sah, die eine allzuschwere Last fast nicht vom Fleck zu bringen vermochten, oder eine ähnliche Grausamkeit an einem andern Stück Vieh ausüben sah. Man wußte dazumal noch wenig oder nichts von Tierschutzvereinen, und so war das arme Vieh so ziemlich in die Willkür seiner oft herzlosen Besitzer gegeben; aber mitleidige Seelen, denen die Qualen der unvernünftigen



Kreatur zu Herzen gingen, gab es auch damals schon, und der mitleidigsten eine war Breneli. Das war's, was es gegen den Hanschasper hatte.

Und als es beim Pfänderlösen ausrufen mußte: „I stahne uf eme heiße Stei, und wer mi liebt, de holt mi hei!“ und der Hanschasper es holen wollte, sprang es fort und rief: „Nei, nei, 's pressirt nüd, 's ist nüd so heiß!“

„Es brennt! es brennt!“ riefen jetzt aber alle erschrocken aus. „Wo isch es ächt?“ Und alle rennen zum Hause hinaus, um zu sehen, wo es gelte. Schauerlich tönt die Sturmglocke durch die Winternacht, und eine glühende Rote färbt den Himmel. Aber: „Gottlob, 's ist nüd im Dorf!“ rufen unsere Berchtoldsleute.

Deswegen gehen sie aber doch nicht in die warme Stube zurück, um ihre kurzweiligen Spiele weiter zu spielen. In jener Zeit war es der Brauch, daß, wenn es irgendwo in der Nähe brannte, wenn das betroffene Dorf auch 1½ Stunden weit entfernt war, alles, was gesunde Beine hatte, hinrannte, teils aus Neugier, teils aus Hilfsbereitschaft. So machte sich auch unsere Gesellschaft ungesäumt auf den Weg und lief hinter der davonrasselnden Feuerspritze drein.

Das Feuer loderte aus einem großen Bauernhause einer nur eine halbe Stunde entfernten Nachbargemeinde empor, und als unsere Leute ankamen, war alles mit „Flöchnen“ und Löschen beschäftigt. Einen tragikomischen Eindruck machte es, die vor dem brennenden Hause herumgeworfenen Nüsse und Gläser und „Moftguttere“ zu sehen, denen das Flöchnen freilich den Hals gebrochen hatte. Man war offenbar auch am „Bächtelen“ gewesen, als das Feuer ausbrach, und eine gute Seele, die nicht wußte, was zuerst retten, griff in der Verwirrung, wie es in solchen Fällen oft geschieht, gerade zu dem Unbedeutendsten.

Das Feuer hatte schon ein paar Nachbarhäuser ergriffen, und es galt, wacker zu arbeiten, um dem Weiterumsichgreifen desselben zu wehren.

Die aus dem Dorfe und den Nachbargemeinden herbeigeeilte Jungmannschaft bildete schnell eine lange Kette vom Hause bis zum Bache, durch die die Feuereimer flogen. Auch Breneli schaffte wacker mit. Aber auf einmal tritt es aus der Reihe; es hatte einen Ton gehört, der ihm durchs Herz ging.



Eine Kaze stand unter dem Fenster eines der brennenden Häuser und schrie so jämmerlich, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Offenbar war sie von dem Rauch und Feuer und dem Lärm ums Haus herum so verwirrt, daß sie sich nicht selbst zu helfen wußte.

„Hanschasper, wirf sie mir doch in den Schoß!“ rief Breneli ihrem Anbeter zu, der eben in der Nähe jenes Fensters herumkletterte.



„Ach was! 's ist ja nu e Chaz!“ sagte der Hanschasper und kletterte weiter.

Aber dem armen Tier sollte dennoch geholfen werden. Schon steht ein schöner junger Mann in städtischer Kleidung, den Breneli nicht kennt, auf der Leiter, holt die Kaze herab und bringt sie dem Breneli, dem er einen Augenblick freundlich ins hübsche Gesichtchen schaut, das ihm dankbar zulächelt, worauf er aber weiter eilt auf dem Pfade der Pflicht.

Es war Mitternacht, als die Feuersbrunst ihr Ende erreicht hatte, und auch der Berchtoldstag war mit ihr ins Reich der Vergangen-

heit gesunken. Es ging jetzt jedes heim und verschlief den Rest der Winternacht.

Aber Breneli verschlief den Eindruck nicht, den ihm Hanschaspers Benehmen gemacht: „Wenn er dich so lieb hätte, wie er immer thut, so hätte er deine Bitte nicht so grob zurückgewiesen; wenn er's der Kaze nicht zulieb gethan hätte, so hätte er doch dir den Gefallen gethan“, sagte es zu sich selbst, und es benahm sich von nun an noch abweisender gegen ihn, als vorher schon. Freilich dem Vater konnte es den Grund seiner Abneigung gegen den Hanschasper nicht sagen, der hätte es nur ausgelacht und gesagt: „Wegen einer Kaze giebt man einen reichen, hauslichen, gschaffigen Burschen nicht auf!“

„Wer kein gutes Herz hat gegen die Tiere, hat auch kein gutes Herz gegen die Menschen!“ Die Wahrheit dieses Wortes sollte sich in Hanschaspers Fall nur zu bald erweisen und Breneli in seiner Abneigung gegen ihn gerechtfertigt werden, auch vor den Leuten, die es nicht ganz verstanden in seinen feinem Gefühlen.

Das Jahr, dessen Berchtoldsspäß so plötzlich unterbrochen worden war, war das verhängnisvolle Jahr 1845, das Jahr, in dessen Herbst die Erdäpfel, das Brot der armen Leute, zum erstenmal krank wurden, wodurch, da sich nun alles aufs Brot warf, eine Teuerung entstand, die zwei Jahre anhielt und die vielen Leuten bitter weh that. Die Brotpreise wurden noch unnatürlich in die Höhe geschraubt durch die Spekulationen, die mit dem Getreide getrieben wurden. „Für-

chäuffer“ nannte man die Personen, die diesem Wucherhandel oblagen, und sie waren allgemein verhaßt bei den Leuten. Einer der Verhaßtesten war der Hanschasper, der mit seinem Vater zusammen dies Geschäft schwunghaft betrieb und sich auch sonst in dieser Notzeit als außerordentlich hartherzig gegen die armen Leute erwies.

Es ist ja schon wahr, daß die Bäcker in jener Zeit auch auf der Gut sein mußten und nicht mehr auf Kredit geben konnten, als die Vernunft erlaubte; aber die, welche ein Herz hatten, gaben doch mehr, als der Hanschasper und sein Vater. Thatsache ist, daß sein Reich-

tum in dieser Zeit der Not sich stark in die Höhe schenkte, während er Kinder, denen der Hunger aus den Augen schaute, aus seinem Laden wegschickte ohne Brot, wenn sie kein Geld hatten, ja nicht einmal ein geschenktes Stücklein ihnen mit auf den Weg gab. „Ich hätte immer das Haus voll Bettler, wenn ich anfangen wollte, auszuteilen“, redete er sich aus.

Anders machte es Breneli. Es half den armen Leuten, wo und wie immer es konnte, gab sogar oft sein eigenes Stück Brot vom Munde weg, wenn es sich nicht mehr getraute, vom Laib herunterzuschneiden für die Kinder, die es umstanden. Ja, wenn nicht der Vater so aufgepaßt und gescholten hätte, wenn der Brotvorrat früher zu Ende ging, als er berechnet hatte, und auch die sonst nicht eben hart-herzige Mutter etwa gemahnt hätte: „Breneli, Breneli, übertryb's nüd!“ es hätte den ganzen Tag ausgeteilt.

Dafür wurde es den Kindern sehr lieb. Das zeigte sich bei einem Anlasse in fast komischer Weise.

Die Kinder saßen in der Schule, die eben durch den Besuch eines Bezirksschulpflegers, der selbst Lehrer war, geehrt wurde.

Sie mußten Sätze machen mit Anwendung der Beiwortsteigerung: „schön, schöner, am schönsten“, „gut, besser, am besten“ zc. Nun hatte des Hannissen Ruodi gerade geschrieben: „Die Erdäpfel sind gut, das Brot ist besser“, und wollte hinzufügen: „Das Fleisch ist am besten“; da sieht er das Breneli auf der Straße — des Hannissen Ruodi sieht nämlich immer, wo die Vögel fliegen, selbst während er schreibt — und halb unwillkürlich ergänzt er seinen Satz mit: „Müllers Breneli ist am besten“.

Was das für ein Gelächter gab, als man die Sätze vorlas und zu diesem kam!

Der Herr Bezirksschulpfleger hatte das Breneli auch gesehen und sogar mit Vergnügen wieder erkannt als das bildschöne Mädchen, dem er bei jener Feuersbrunst die Kacke in den Arm geleast, und als er nun von Hannissen Ruodi die Entstehungsgeschichte seines seltsamen Satzes hörte, freute es ihn, es wieder einmal bewahrt zu finden, daß wer gut ist gegen die Tiere, auch gut ist gegen die Menschen.

Die Teuerungsjahre gingen glücklicherweise vorüber. Der Herbst 1847, der einen über-

reichen Obstsegen brachte, machte denselben ein Ende. Und auch sonst war jetzt die neue Zeit am Anbrechen: die Eisenbahnzeit.

In andern Ländern, voraus in England, hatte sich die Eisenbahn bereits eingebürgert; aber auch wir Schweizer sollten nun mit dieser Erfindung der Neuzeit beglückt werden. Zunächst freilich wurden nur verhältnismäßig kleine Strecken für das Dampfroß geebnet, im Kanton Zürich z. B. von Zürich bis Baden. Diese Route stand einem offen von 1848 an.

Vieles, gar vieles änderte sich von diesem Zeitpunkte an; es fuhr wie ein neues Leben in die Leute. Wünsche, die bisher vor der Unmöglichkeit ihrer Erfüllung zurückgebebt waren und sich in die innerste Tiefe des Herzens vertrocken hatten, wagten sich jetzt ans Tageslicht. Namentlich der Wunsch, fremdes Land und Thun zu sehen, streckte seine Fühlhörner, wie die Schnecke die ihren, wenn die Wanderlust sie ankömmt.

Ich erinnere mich noch wohl, wie zur Zeit, als ich noch die Alltagsschule besuchte, also in der Voreisenbahnzeit, unser Lehrer in der Geographiestunde einmal zu uns sagte, indem er mit seinem Stecken auf Rußland deutete: „Hier ist Rußland; es nützt euch zwar nichts, daß ihr das wisset, denn keines von euch wird wohl je zur Schweiz hinauskommen, die wenigsten zum Kanton hinaus; mein Bisebethli ist einmal zum Kanton hinausgekommen, nach Rapperswil.“

O wie beneidete ich des Schullehrers Bisebethli von da an, und wie brannte mir der Kantonsboden unter den Füßen! Und als ich einige Jahre später es in einem Sekundarschulreischen bis aufs Hörnli brachte, mit welchem Hochgefühl der „Erreichtheit“ eines glühenden Wunsches saß ich da auf den „Dreiländerstein“ und streckte ein Bein in den Kanton St. Gallen, das andere in den Kanton Thurgau, und im Kanton Zürich saß ich ja.

Nun, solche poetische Gemüter, denen solch ideale Genüsse am Herzen lagen, gab es damals noch nicht viele; die meisten Leute blieben ganz gemütlich an der Scholle kleben, auf der sie geboren waren, und es wunderte sie gar nicht sehr, wie es anderswo aussah; nicht einmal die nahen und erreichbaren Naturwunder wurden von ihnen aufgesucht.

So hörte ich von einer alten Frau in Schaffhausen, die dort geboren und erzogen war und ihr ganzes Leben zugebracht hatte, auch mit gesunden Beinen gesegnet war, und die doch den Rheinfall nie gesehen hatte; ihre Geschäfte hatten sie nie nach jener Richtung der Stadt geführt.

Nun, mit dem Jahr 1848 erwachte eine neue Generation. Die Wanderlust und Reise-lust griff um sich, wie ein Feuerbrand. Und wenn man heutzutage fragt, wenn man Tag für Tag die gefüllten Eisenbahnwagen sieht: was haben auch die Leute gemacht und wo sind sie gewesen, ehe es Eisenbahnen gab? so muß



man eben sagen: sie waren angewachsen an ihren Boden, fast wie die Bäume, aber jetzt sind sie flügge geworden, wie die Vögel.

„Bist auch schon auf der Eisenbahn gefahren?“ Das war so eine Frage, die Kamerädinnen anno 1848 etwa aneinander richteten, und wer sie mit „Ja“ beantworten konnte, that sich nicht wenig darauf zu gute.

Auch Müllers Breneli wäre fürs Leben gern einmal auf der Eisenbahn gefahren, und sein Wunsch sollte in Erfüllung gehen. Eine alte Tante von ihm mußte wegen bösen Rheumatismen eine Kur in Baden machen. Aber sie wollte sich durchaus nicht allein unter die Fremden wagen und wünschte Brenelis Begleit. Breneli konnte zwar zu Hause fast nicht entbehrt werden, denn man befand sich gerade in einer der geschäftigsten Zeiten des Jahres. Aber

Vater und Mutter meinten, man dürfe der reichen Erbtante diesen Wunsch nicht abschlagen, und was die Eltern aus Interesse thaten, that Breneli aus Liebe zu der Tante, welche ihm immer den Vorzug vor all ihren andern Verwandten gegeben hatte.

Auch war ihm eine Erholung wohl zu gönnen, denn zu Hause war es immer sehr in Atem gehalten. So reiste es denn ganz vergnügt nach Baden und dachte, als die Lokomotive so hurtig davondampfte, das sei noch ein anderer „Choli“, als sie zu Hause einen hätten, den müsse man nicht mit der Geißel jagen.

Eines Tages, als es sich schon ziemlich eingewöhnt hatte in seiner neuen Umgebung, machte es, während die Tante sich nach einem genossenen Bade zu Bette gelegt hatte, ein Spaziergänglein im Garten. Es schritt auf einen Baum zu, unter dessen Schattendach es sich vorzugsweise gern mit seiner Arbeit zu sehen pflegte an ein kleines Tischchen, um das herum ein paar Gartensessel standen. Heute traf es einen derselben besetzt von einem Herrn, der eine Zeitung las. Er schaute auf und — beide erkannten sich auf den ersten Blick: es war der Herr, der sich jenes Mal bei der Feuersbrunst der armen Kage so freundlich angenommen hatte.

Er stand sogleich auf, als er Breneli sah, und sagte zu ihm: „Das ist nun das dritte Mal, daß wir einander begegnen. Und da aller guten Dinge drei sind, so darf ich mir vielleicht die Hoffnung machen, daß Sie mir für einige Augenblicke die Gunst Ihrer Gesellschaft schenken; an Kurorten schließt man ja schneller Bekanntschaften, als im profaischen Alltagsleben.“ Mit diesen Worten bot er dem Breneli höflich den Sessel an, der dem seinigen gegenüberstand.

Ob das Breneli sich darauf gesetzt hätte, wenn es nicht in Erinnerung an jene Handlung gedacht hätte: das ist ein guter Mensch, von dem hast du nichts zu gefährden, bezweifeln wir sehr. So aber machte es gar keine Umstände, sondern saß ganz unbefangen ab, meinte aber doch, an ein einmaliges Begegnen erinnere es sich noch ganz wohl, aber daß sie sich noch ein zweites Mal gesehen hätten vor dem heutigen Tage, davon wisse es nichts.

Da lachte der Herr und sagte: „Ja, das muß ich Ihnen doch erklären, wie es sich damit verhält!“





nach Verlassen des Eisenbahnwagens noch einen stundenlangen einsamen Weg zu Fuß zu machen hatte in der schönen, stillen Mondnacht, da schien ihm der Weg weder lang noch einsam, sondern er sang ein etwas sentimentales, aber früher gern gesungenes Lied vor sich her:

„Einsam bin ich nicht alleine,  
Denn es schwebt so sanft und mild  
Vor mir her im Mondenscheine  
Dein geliebtes, teures Bild.“

Nun, er wußte ja, wo das Breneli daheim war! Auf das dritte Wiedersehen folgte bald ein viertes, und dann ging es eben so weiter und weiter. Breneli fühlte sich jetzt nicht mehr zu jung, sondern gerade im rechten Alter, wo es „an so etwas“ denken durfte. Und der Hanschasper stand dem Herrn Bezirksschulpfleger schon lange nicht mehr im Wege; dem hatte es Breneli, nachdem er sich so gefühllos gegen die Armen benommen in der teuern Zeit, deutlich genug gesagt, daß sie nicht zu einander passen.

So wurde denn aus dem Herrn Bezirksschulpfleger und dem Bre-

Und nun erzählte er dem Breneli die Geschichte jenes Schulbesuches in der teuern Zeit, und wie der kleine Ruodi auf seine Tafel geschrieben habe: „Die Erdäpfel sind gut, das Brot ist besser, Müllers Breneli ist am besten.“ Daß er noch einen andern Steigerungssatz wüßte, der auch gut passen würde, davon sagte er nichts; aber er ging ihm, auch als Breneli nicht mehr neben ihm saß, immer im Kopf und Herzen herum und lautete: „Das Veilchen ist lieblich, die Rose ist lieblicher, Müllers Breneli ist am lieblichsten!“

Und daß es nicht nur ein sehr liebliches und gutes, sondern auch ein sehr verständiges Mädchen sei, davon bekam er in dem kurzen Gespräche, das sie miteinander hatten, einen lebhaften Eindruck.

Und als er abends wieder heimkehren mußte — er hatte ein Retourbillet in der Tasche — und

neli ein Paar, und ein um so glücklicheres, als nicht nur äußeres Wohlgefallen aneinander die beiden zusammengeführt hatte, sondern die Übereinstimmung der Herzen.

